

(Nachdruck verboten.)

## 8] Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

### 8. Kapitel.

(Warum Ludwig Semper nicht in den „Lohengrin“ ging und Asmus mit einem Windhund verkehrte.)

Wenn er von der monatlichen Kneipe der Albingia einmal spät nach Hause kam, so schüttelte Frau Rebekka den Kopf und äußerte ihre Besorgnisse; aber Ludwig Semper lachte vergnügt in sich hinein und sagte: „Laß ihn; das gehört dazu.“ Auch er hatte zu Schleswig seine heimlichen Gymnastik-Kneipen gefeiert und den Landesvater gesungen, und manchesmal, wenn das Vergangene in ihm erwachte, hatte er, am Tabakstische sitzend und das blanke Zigarrenmesser schwingend, gesungen:

„Seht ihn blinken  
In der Linken  
Diesen Schläger, nie entweicht!  
Ich durchbohr den Gut und schwöre:  
Halten will ich stets auf Ehre,  
Stets ein braver Bursche sein!“

Dagegen hatte Ludwig Semper für eine andere Neigung seines Sohnes durchaus kein Verständnis: Er begriff nicht, wie man ohne Not einen Weg von mehr als einer Viertel- oder gar halben Stunde machen konnte. Wenn Asmus in den Ferien Spaziergänge von vier Stunden machte, so schüttelte Ludwig andauernd den Kopf; bei einem acht- oder zehnstündigen Ausflug aber wurde er zuzufügen böse, warf das linke Bein über das rechte und murmelte: „Berrückt!“ Er schien das für gesundheitsschädlich zu halten, und einer der Gründe, weshalb er noch immer nicht den Lohengrin gehört hatte, war der, daß man ins Hamburger Stadttheater eine Stunde zu gehen hatte. Asmus hingegen hatte Seume gelesen, und eintr seiner Träume war es, einen Spaziergang nach Syrakus zu machen, wie ihn dieser etwas nüchterne, etwas trockene, aber in seiner Unabhängigkeit, Kraft und Lauterkeit dennoch poetische Mann gemacht hatte.

Unter den Studiengenossen, mit denen Asmus seine botanisch-zoologisch-mineralogisch-poetisch-politisch-philosophisch-cerealisch-bachischen Ausflüge — denn das Frühstück spielt bei Siebzehnjährigen eine genau so große Rolle wie der Idealismus — zu unternehmen pflegte, waren es besonders zwei, zu denen er in ein näheres Verhältnis trat. Der eine war sein Wirthospitant Morieux, und dieser hatte Eigenschaften, die wohl auf einen französischen Vorfahren schließen lassen konnten. Er war ein hübscher, schlanker, geschmeidiger Bursche mit dunklem Haar und einem famosen schwarzen Schnurrbartchen und zeigte in Sprache und Gebärden eine überschießende, ja, in seinen Mienen nicht selten eine frauenhafte Lebhaftigkeit. Die Jugend urteilt mit Vorliebe nach dem Instinkt und trifft damit gewöhnlich das Richtige. So erhielt denn auch Morieux in der Viertausende den Namen Fritz Triddeffis, mit der Begründung, daß er ein „langschiniger, dünnrippiger Windhund“ sei. Von den Windhunden sagt man, daß sie selbstsüchtig und wenig treu seien, und das stimmte bei Morieux insofern, als er nur eine halbe Treue besaß. Wenn Asmus in der Klasse irgend einen größeren Erfolg erzielt hatte, so beglückwünschte ihn Morieux mit fulminanten Worten und war dabei blaß bis in die Lippen, und Asmus sah mit vollkommener Gewißheit, daß der Neid, ja der Haß ihn innerlich zerwühlten. Aber er sah auch, daß Morieux mit diesem Neide kämpfte, daß er sich die Lippen fast blutig biß. Und immer wieder kehrte er zu Asmus zurück und zog seinen Umgang jedem anderen vor. Er überhäufte den Freund mit Ausdrücken einer so schwärmerischen, überschwenglichen Bewunderung, daß Asmus abwechselnd rot und blaß wurde und an die Aufrichtigkeit dieser Apotheosen niemals glauben konnte, und doch wußte er, daß Morieux in derselben Weise zu anderen über ihn sprach. Auch Asmusens Eltern hatte er solchermaßen den Ruhm ihres Sohnes verkündet, und Frau Rebekka hatte alles geglaubt und mit Entrüstung ausgerufen: „Der dumme Bengel! Und davon sagt er zu Hause kein Wort!“ Im innersten Herzen fühlte sich Asmus

von diesem Freunde wohl mehr abgestoßen als angezogen; aber eines besaß dieser Freund, was ihn festhielt, und das war seine außerordentliche musikalische Begabung, im besondern sein vorzügliches Geigenspiel. Morieux ließ nicht locker, bis sich Asmus von ihm die Anfangsgründe des Geigenspiels zeigen ließ, und alsbald traktierte der junge Semper mit solcher Versessenheit das schwierige Instrument, daß sie nach einigen Wochen schon leichte Duette spielten. Dieses Band hielt sie zusammen und zog sie bald zu einem Bratschisten und einem Cellisten hin und geleitete ihren jugendlichen Wagemut endlich zu den Quartetten Haydns, Mozarts, Beethovens und Schuberts.

Aber leider hatte der langschinige, dünnrippige Windhund eine fatale Neigung, andere Leute aufzuziehen. Er hielt sich für so geschick, daß er allen andern etwas aufbinden könne; er gab sich bei den gemeinsamen Ausflügen den einfachen Landbewohnern gegenüber für einen ausstudierten Lehrer, für einen höheren Beamten oder dergleichen aus, nur um ihnen allerlei Abenteuer und Räubergeschichten aufzubinden und sich an ihrer Leichtgläubigkeit zu weiden. Nun schlummert freilich hinter den träumerisch-gutmütigen Augen des Schleswig-Holsteiners eine feine und stattliche Klugheit, die nur dann vollends aufwacht, wenn es durchaus notwendig ist, und gelegentlich wurde der Aufschneider wohl durch ein ironisches Lächeln oder ein spöttisches Wort zurückgewiesen; aber manchmal fand er auch Gläubige, und solch ein Mißbrauch eines freundlichen Vertrauens verdroß Asmus jedesmal über die Maßen. Am wenigsten konnte er's vertragen, daß alte Leute in weißen Haaren gesoppt wurden, und wie wurde ihm gar zumute, als Morieux sich eines Tages einfallen ließ, seine Eltern, seine Mutter Rebekka Semper, seinen Vater Ludwig Semper anzulügen und zu hänseln. Als hätte man ihm mit der Peitsche ins Gesicht geschlagen, so war es ihm. Um seine Eltern nichts merken zu lassen, machte er gute Miene zum bösen Spiel und lenkte mit einer gewaltigen Anstrengung das Gespräch geschwind auf einen anderen Gegenstand: nachher aber, beim Abschied vor der Tür, weigerte er dem Frevler die Hand und sagte: „Du brauchst mich nicht wieder zu besuchen. Wir sind geschiedene Leute.“

Morieux ging lächelnd und mit einem höhnischen Achselzucken davon.

### 9. Kapitel.

(Ein Afrikaforscher, der nicht rebachelüstern ist.)

Ganz, ganz anders war Sempers zweiter Wandergenosse. Er war hager, sehnig und steif, von scharfgeschnittenem Gesicht und sein silberweißes kurzgeschorenes Haar stand senkrecht aufgerichtet wie Nägel. Eigentlich hieß er Herrig; aber nach einem Bororte Hamburgs, wo die Inassen einer gewissen Anstalt gezwungenermaßen kurzgeschoren gingen, nannte der liebevolle Wit seiner Klassengenossen ihn „Fuhlsbüttel“. Weit davon entfernt, musikalisch zu sein, sang er, wenn er die Nacht am Rhein singen wollte, die Lorelei, die aber auch noch falsch. Er war überhaupt vom Kopf bis zu den Füßen amüslich, und unter allen Kunst- und Literaturschätzen der Welt gab es nichts, was seinen Herzschlag beschleunigen konnte. Allein auch er hatte etwas, was ihn Sempern interessant machte: nämlich eine grammatische Nase, und in der Analyse kniffliger Satzgebilde galten er und Asmus für Rivalen. Auch kannte er eine Menge Pflanzen und Insekten bei Namen, und Asmus, den seine Dorfschule in dieser Hinsicht mit wahrhaft imposanten Lücken ausgestattet hatte, ergriff mit Freuden die Gelegenheit, sich aus dem „Thesaurus“ seines Freundes zu bereichern. Dafür bereicherte sich John Herrig, wie man sehen wird, aus einem anderen Schatze seines Freundes Asmus.

Zunächst freilich war es eine Bereicherung von zweifelhaftem Wert. Sie unterhielten sich auf ihren Wanderungen stundenlang mit bitterem Ernst über Fragen der Politik, der Volkswirtschaft, der Gesellschaftsmoral, der Philosophie, kurz de omnibus rebus et quibusdam aliis (über alles mögliche und noch etwas). — Morieux war immer nach zwei Minuten auf eine Hanswursterei abgesprungen. — Dabei sprachen sie auch von ihrer Zukunft.

„Ich bleibe nicht Lehrer,“ sagte Herrig, „ich werde Afrika

forscher.“ Da war es Asmussen, als ob plötzlich eine unbekannte Gewalt, von der er nie gewußt, die gar nicht aus seinem Innern, sondern aus einer weiten Zukunft zu kommen schien, ihm ein Wort auf die Lippen legte:

„Ich — ich —“ sprach er zögernd, „ich möchte ja wohl Dichter werden!“ Und schnell setzte er hinzu: „Aber das ist ja natürlich Unsinn.“

Dann gab es einen Tag, da gingen John und Asmus lange schweigend nebeneinander her.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Herr von Kaarnajärvi.

Von Juhani Aho.

aus dem Finnischen übersetzt von Laura Feil.

(Fortsetzung.)

„Jawohl, Ihr habt geprahlt; und selbst wenn Ihr es nicht getan hättet, brauchte man nur einen Blick auf Eure neuen Kulturen und Eure anderweitigen Unternehmungen zu werfen, um sich davon zu überzeugen, wie viel Ihr verdient.“

„Soll ich vielleicht gar dafür besteuert werden, daß ich mein Anwesen gut bewirtschaftete, he?“

„Jedenfalls ist dies ein Beweis dafür, daß Ihr daraus großen Nutzen zieht. Es steckt ein ungeheures Kapital in Eurem Grund und Boden.“

„Also, Ihr wollt mich über Gebühr besteuern, weil ich meine Felder bebaue und mein Geld in Ländereien anlege?“

„Ah, bah! Erst vergangenen Winter habt Ihr tausend Mark aus den Waldungen von Hontalanga herausgeschlagen, und sicherlich ist das ganze Geld nicht in Ländereien investiert worden. Oder ja? Könnt Ihr das behaupten?“

„Was ich mit dem Geld angefangen habe, ist meine Sache. Ihr seid nicht um ein Titelchen klüger als ander Leute, wenn Ihr auch ein Steuerbeamter seid.“

„Nur keine persönlichen Anzüglichkeiten!“ rief der Obmann streng dazwischen. „Das einzige, was wir von Herrn Hellman zu wissen wünschen, ist, wie hoch er sein diesjähriges Einkommen be-  
giffert.“

„Ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe.“

„Dann ersuche ich Sie, das Amtstokal auf einige Minuten zu verlassen! Wenn Sie die Entscheidung der Kommission persönlich zur Kenntnis nehmen wollen, so können Sie nach einer Weile wieder hereinkommen.“

„Eines sage ich Euch nur, besteuert mich nicht zu hoch, sonst...“

„O, Sie werden durchaus nicht zu hoch besteuert werden,“ versetzte der Obmann lachend.

Und noch war Hellman nicht draußen, als auch die übrigen in lautes Gelächter ausbrachen. Erboßt darüber, schlug der Gutsbesitzer die Türe so heftig ins Schloß, daß alle Fensterscheiben klirren. Durch das, was sich in dem Zimmer abgespielt hatte, war seine Laune noch schlechter geworden.

„Für was für eine Sorte Leute hattet Ihr die da drinnen?“ haranguierte er, seinem Borne Luft machend, die im Vorjaale Wartenden. „Und wer hat ihnen eigentlich das Recht gegeben, sich daherguziehen, um anderer Leute Geld auf Heller und Pfennig nachzuzählen? Wer, frage ich... Könnt Ihr mir sagen, wer?“

„Nun, sie sind doch von der Gemeinde gewählt,“ erwiderte einer.

„Der Teufel hat sie gewählt! Schurken sind sie alle miteinander! Hauptklumpen nenne ich sie! Und solche Kerle sind Amispersonen, Habenichtse, die nicht einen roten Heller besitzen!“

„Warum hat man Euch nicht gewählt, Hellman, hm?“

„Ruhig! Das rate ich Dir... Was erschreckt Du Dich mir gegenüber?“

„Na, na, na, na!“

„Ah, sie wollen Euch wohl zu hoch besteuern?“ fragte wieder ein anderer von den Umstehenden.

„Geht das Euch was an?“

„Nein, allerdings nicht.“

„Den Halfter kürzer binden, Olli!“ brüllte er seinen Stallburschen, an sein Gefährt herantretend, an. „Hast Du noch nicht gelernt, wie man ein Pferd zäumt?... Hü-o! Du Gaul! Was duckst du dich denn so scheu? Hü-o! Kopf hoch, sage ich!“

Aber das eingeschüchterte Tier fürchtete diese Stimme mehr, als einen Peitschenhieb und duckte den Kopf nur um so mehr an die Wand, soweit es nur der kurze Halfter erlauben wollte; und als es seinen Herrn nun gar aus dem Schlitten die Peitsche nehmen sah, drängte es sich mit seinem ganzen Leibe noch dichter an die Mauer.

„Part!, ich will dich lehren,“ zischte Hellman und im selben Moment schwirrte die Peitschenschnur durch die Luft und fauste auf des Tieres zartgebauten Hals nieder.

Jedemal, wenn es die Peitsche erheben sah, versuchte es, sich gegen die Wand hin aufzubäumen; aber wenn der Streich fiel, stand es regungslos zwischen der Deichsel, und nur ein Zittern unter der Haut verriet den Schmerz und die Angst des gepeinigten Geschöpfes.

Im Hausflur standen die Zuschauer Kopf an Kopf, und da noch immer frischer Zugzug von innen kam, wurden die Vordersten bis zu Hellman vorgeschoben. Das brachte ihn außer sich, und er hieb auf sein Pferd nur um so mehr ein.

„Es wird sich das Knie an der Wand zerschinden, wagte der Stallbursche zu bemerken.“

„Schweig! oder Du kriegst auch eins! Hü-o! sage ich, hü-o!“

Erst als das Tier sich nicht mehr aufbäumte, legte Hellman die Peitsche in den Schlitten zurück, aber noch immer hielt er das Pferd durch seine zornfunkelnden Augen in Wonn. Außer einem unfreiwilligen Juden rührte das Tier keine Muskel mehr. Es lehnte seinen Kopf gegen die Wand und hielt unausgesetzt den Scheuen, furchtsamen Blick auf den Herrn gerichtet.

„So, das wirst du sicherlich nicht mehr tun,“ sprach Hellman jetzt zu ihm, wie man zu einem bestraften Kinde spricht.

Plötzlich aber drehte er sich brüst zur Menge um und schrie sie an:

„Was steht Ihr hier und gafft, Ihr Dummköpfe! Macht, daß Ihr fortkommt! Habt Ihr noch nie gesehen, wie man ein Pferd zur Raifon bringt?“

Die Leute wichen ein wenig zurück; im selben Moment rief ihn der Bräunenaufseher wieder in den Saal.

Hellman hatte sich erst zur Hälfte ausgetobt. Der Atem kam ihm pfeifend aus der Brust, um seine Mundwinkel zuckte es böse, ein dunkler Schatten lagerte über seinen Brauen, und wirre Haarbüschel quollen ihm unter der Pelzmütze hervor.

„Nun, was haben die wohlköblichen Herren mir zu sagen?“ leuchtete er beim Eintreten und stellte sich in herausfordernder Haltung mitten ins Zimmer.

Der Vorsitzende gab ihm in gelassenem Tone zu verstehen:

„Sintemalen sich die Behörde aus bester Quelle informierte, daß der Besitzer des Grundstückes Nr. 6 zu Kaarnajärvi, Herr A. Hellman, insofer verschiedene glücklicher Spekulationen während des vergangenen Jahres seine Einkünfte erheblich vermehrt hat, hält sich die Steuerkommission für berechtigt, das steuerbare Einkommen des genannten Herrn heuer mit siebentausend Mark einzustellen.“

„Ich habe ein Einkommen von siebentausend Mark? Das ist eine infame Lüge...“

„Wonach Gutsbesitzer Hellman...“

„Es ist eine Lüge, sage ich, und Ihr alle, wie Ihr da seid, seid nichtswürdige Schurken, Banditen, die ärgsten Banditen von der Welt! Und daß Ihr's nur hört: Ich mache mir aus Euch allen nicht so viel, aber... Aber ich weiß, daß Ihr alle miteinander einen Haß auf mich habt, daß Ihr neidisch auf mich seid! Ja, Ihr haßt mich schon seit langem, und der Botberg hat Euch gegen mich aufgehetzt. Jawohl, Botberg, dieser Haß ist Euer Werk! Ihr wollt Euch an mir rächen, weil ich Euch kein Geld gegeben habe! Aber Ihr seid auch ein miserabler Kerl!... Wißt Ihr, was Ihr seid: ein Trunkenbold, ein Ehebrecher!...“

„Herr Obmann, ich bitte einzugreifen...“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Oelbaum.

Von Dr. J. Wiese.

Trotz der hohen Bedeutung, die die Produkte des Oelbaumes im geistigen und wirtschaftlichen Leben der Völker gespielt haben und spielen, machen doch nur wenige Menschen sich eine genaue Vorstellung von dem Oelbaum und seiner Kultur.

Im großen und ganzen bietet ein großer Olivengarten einen schönen Anblick. So weit das Auge reicht, sieht es eine auf- und abwogende Masse. Die Olivenbäume ähneln in ihrer graziosen, etwas herabneigenden Form den Weiden. Die in regelmäßigen Reihen gepflanzten Bäume zeigen, in der Nähe betrachtet, jenen eigenartig schönen Ton, der unter dem Namen „olivengrün“ bekannt ist; aber diese Tönung verwandelt sich in silbergrau, sobald die länglichen Blätter nur ein wenig dem Winde ausgefacht sind. Von der Ferne betrachtet, gleicht ein Olivengarten einem Kornfeld.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Oelbaumes ist für viele Länder, besonders des Mittelmeeres, außerordentlich groß. Bei einzelnen, wie etwa Tunesien, bildet er den Grundpfeiler, auf dem das ganze Wirtschaftsleben beruht, ja in ganzen Landschaften und auf ganzen Inseln hängt geradezu das Wohl und Wehe der Bewohner von diesem Baum allein ab. Ist die Olivenernte gut, so hebt sich auch der Wohlstand, während umgekehrt eine schlechte Ernte die Kaufkraft der Bewohner herabsetzt und den Gesamt-handel schädigt.

Auf dem einen Drittel des südfranzösischen Arrondissements Grasse, das ganz mit Oliven bestanden war, wohnten 1880 60 000 Menschen, auf den übrigen zwei Dritteln, die keine Oelbäume hervorbringen, nur 10 000, ja, in dem dicht mit Olivenbäumen bedeckten Sahel von Tunesien sollen auf 600 Quadratkilometern 150 000 Menschen wohnen, während dicht daneben Gebiete liegen, die nur 5 bis 6 Menschen auf einem Quadratkilometer beherbergen. Technisch ist es in Apulien und anderwärts. Bei den kleinasiatischen Griechen bilden vielfach Oelbäume die Mitgift der Töchter, deren

Vermögen nach der Zahl der Oelbäume geschätzt wird. In manchen Staaten ist der Oelbaum ein Gegenstand der Besteuerung und bildet somit eine sichere Einnahmequelle für den Staat. Es läßt sich demnach begreifen, daß auch heute noch in manchen Ländern, wie in Sizilien und Sardinien, hohe Belohnungen auf das Pflanzen von Oelbäumen gesetzt werden. Die getrocknete oder in Salzwasser eingemachte Olive ist für viele Millionen Menschen in den Mittelmeerländern ein unentbehrliches Nahrungsmittel, das zum Brote geessen wird; andere Völker tauchen das Brot in das Olivenöl, trinken es, wie die Berber der großen Stahylei Algeriens, zum Brot und benutzen es als Zutat und zur Bereitung der verschiedensten Speisen.

Wenn man bedenkt, daß der Oelbaum fast der einzige Besitz mancher Länder ist, daß er sehr langsam wächst und erst nach 12 bis 15 Jahren Erträge gibt, so versteht man, daß der Wohlstand solcher, vorwiegend Olivenzucht treibender Länder gänzlich vernichtet werden kann durch das systematische Umhauen der Bäume, wie dies erst noch neuerdings durch Christen und Türken auf Kreta geschehen ist. Bei sorgsamer Pflege erreicht man wohl, daß man auf 3 Jahre 1½ volle Ernten rechnen kann. In Kalifornien hat man jedoch durch Beschneidung und Pflege bereits erreicht, daß der Baum schneller und alle drei Jahre trägt. Auch in Algerien ist man in derselben Weise auf 1½ volle Ernten in zwei Jahren gekommen. Bei der mangelhaften Kultur in den meisten Ländern wird indessen nach einem guten Jahre auf eine schlechte Ernte gerechnet. Die Ernte findet meist von November ab statt, dehnt sich in verschiedenen Ländern auf Monate hinaus und fällt bisweilen in den März und April. Der Ertrag eines Baumes ist natürlich sehr verschieden. In Italien rechnet man auf einen großen, schönen Baum 110 Liter Oliven, die etwa 13 Kilogramm Del geben. Auf Korfu schätzt man den Reinertrag eines Hektars auf 181 Frank, bei Marseille auf 188 Frank. Bei Jerusalem berechnet man den jährlichen Ertrag eines großen Oelbaumes zu etwa 8 M.

Der Preis eines mit volltragenden Oelbäumen bepflanzten Hektars Land beträgt im südfranzösischen Departement Herault 5000 bis 6000 Frank, in den Alpes Maritimes im Durchschnitt 7000, bei Nizza 8000 bis 9000 Frank, ja 10 000 Frank und mehr. Man rechnet dort einen jährlichen mittleren Reinertrag von 335 Frank, wovon zwei Drittel dem Besitzer, ein Drittel dem Pächter gehören, so daß ersteren, alles in Betracht gezogen, ohne die Steuern jährlich 228 Frank zukommen.

Die Ernten erfordern eigentlich die größte Vorsicht im einzelnen: die eben gereiften Früchte sollen Stück für Stück mit der Hand abgepflückt und ohne Zeitverlust unter die Presse gebracht werden. Aber vielfach schlägt man da, wo nicht die hochgestiegene Kultur höchstwertige Oliven hervorbringt, die eben gereiften Früchte mit Steden ab oder, was noch üblicher ist, man wartet, bis sie überreif und halbfaul von selbst abfallen.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Olive in den Mittelmeerländern als Speisöl Verwendung findet; es gibt Gegenden, wo die Hälfte der geernteten Oliven zu Speiseweden vorbereitet und verwendet wird. In Tunisien findet man ausgezeichnete Tafeloliven, so groß wie Apfelfrüchte, die aber noch wenig in den Handel kommen. Hochgeschätzt sind auch die großen, grünen Oliven von Damaskus. Die besten Salzoliven hat Theobald Fischer, der in mehr als dreißigjähriger Mittelmeerforschung dem Oelbaum sein ganz besonderes Studium gewidmet und seine Erfahrungen in der erschöpfenden großen Studie „Der Oelbaum“ (Ergänzungsheft Nr. 147 zu Petermanns Mitteilungen) niedergelegt hat, in Andalusien, besonders Sevilla, gefunden.

Die Oelgewinnung geschieht gewöhnlich durch ein sehr urwüchsiges, seit dem Altertum übliches Verfahren: durch die Oelpresse oder die Oelmühle; doch sind auch schon Oelpressen mit Dampftrieb im Orient in Gebrauch. Diese Oelpressen erzielen ein besseres Oel, besonders Frankreich erhält durch sorgsame Behandlung höhere Preise. Im Jahre 1898 erzeugte Spanien 8 Millionen Hektoliter, Italien 1 300 000, Frankreich 300 000 Hektoliter Oel. Aber das spanische Oel kostete nur 65, das italienische 150, das französische 165 Pesetas für 100 Liter. Ja, während die Eingeborenen in Tunisien das mit ihren veralteten Pressen erzielte Oel nur mit 55 bis 65 Frank für 100 Kilogramm bewerten können, erzielen die Franzosen 95 bis 102 und mehr Frank für das gleiche Quantum.

Wenn auch das Olivenöl nicht mehr wie früher eine so große Rolle im Welthandel spielt, nachdem die großen Mengen Oel tropischer Herkunft (Erdnußöl, Oel von der Oelpalme, der Kokospalme usw.) auf dem Weltmarkt zu einem Wert von etwa 700 Millionen Frank gelangt sind, so ist es doch bei seiner außerordentlich mannigfaltigen Verwendung auch außerhalb der Olivenländer ein wichtiger Gegenstand des Welthandels geblieben. Abgesehen von seiner Verwendung zur Zubereitung von Speisen, dient es auch zur Zubereitung von Haaröl und in der Pharmazie zu Salben und Pflastern. Ferner dienen die geringeren Sorten zum Schmieren von Maschinen, bei der Herstellung gewisser Werkstoffe, zur Seifenbereitung, zur Herstellung des Türschrotöls, das vielfach in der Färberei und Kartendruckeri verwendet wird.

Gehen wir nun kurz zur geographischen Verbreitung des Oelbaumes über. Portugal ist dank seiner geringen Meereshöhe, seiner Lage am Ozean und der durch beide bedingten milden Winter fast in seiner ganzen Ausdehnung der Olivenzucht zugänglich. Dennoch spielt sie dort nur eine geringe Rolle und tritt gegen den Weinbau zurück. Gegen 200 000 Hektar rechnet man im ganzen Königreich

auf Olivenhaine. Eine viel größere Bedeutung hat der Oelbaum für Spanien: im Ebrothale, in Katalonien, auf den Balearen, in Valencia und Murcia und in manchen anderen Gegenden finden wir vielfach ausgedehnte Olivenhaine. Die für Olivenzucht wichtigste Landschaft Spaniens ist Andalusien. Am Südfuße der Sierra Morena zieht sich z. B. ein ungeheurer Olivenhain hin, der Hügel und Ebenen bedeckend, bei 10 und 15 Kilometer Breite eine Länge von etwa 130 Kilometer hat. Es mögen hier vielleicht 3000 Quadratkilometer ganz oder überwiegend mit Oliven bebaut sein. Tausende von Wanderarbeitern strömen im Winter zum Aberten aus Kastilien wie aus Arragonien herbei. Insgesamt mag Spanien mit 1½ Millionen Hektar Fläche mit Oliven bepflanzt sein, seine jährliche Durchschnittsernte drei Millionen Hektoliter betragen und auf 200 Millionen Pesetas geschätzt werden. Trotz seiner herrlichen Oelbäume und vorzüglichen Oliven erzielt das Land, das selbst viel Oliven und Olivenöl konsumiert, doch nur äußerst minderwertige Oele. In Frankreich bilden elf französische Departements, alle in Roussillon, Languedoc und Provence gelegen, die sogenannte Olivenregion. Grasse liefert das feinste Oel der Provence, Frankreich, das 1898 300 000 Hektoliter Oel erzeugte, bringt bei weitem den eigenen Bedarf an Olivenöl nicht hervor, noch viel weniger genügt es der bedeutenden Ausfuhr seiner Tafelöle, die als Oele von Nizza, Alg, Grasse oder als Provençal in den Handel kommen. Es führt daher sehr bedeutende Mengen minderwertige Oele aus Spanien, Algerien und Italien, die durch entsprechende Behandlung höheren Wert erlangen, neuerdings stetig wachsende Mengen auch besserer Oele aus Tunisien ein. Nach Spanien ist Italien das olivenreichste Land, in dem nur die Landschaft Piemont der Olivenzucht entbehrt. Sie ist am bedeutendsten am Gardasee, in Ligurien, Toskana, in Latium, im größten Teile von Campagnien, auf der Halbinsel von Sorrent, in Umbrien. In ganz Süditalien ist der Oelbaum überall so häufig, daß das ehemalige Königreich Neapel mit Sizilien zwei Drittel alles in Italien gewonnenen Oeles liefert. Ungeheure Flächen bedecken die Olivenhaine zumal in Apulien und in der thrakischen Abdachung Süditaliens. Hier ruht in erster Linie der Oelbaum, wenn auch nicht allein, jene starke Verdichtung der Bevölkerung hervor, die sich in der Doppelreihe vollreicher Landstädte und gegen 300 Köpfe auf ein Quadratkilometer am schärfsten ausprägt und im grellsten Gegensatz zu dem menschenleeren, baumlosen Weideland bildenden Innern steht. Meilenweit kann man, besonders in der Gegend, die „das Oliveto“ genannt wird, im Schatten alter Oelbäume wandern. Während Sardinien nur geringe Olivenzucht hat, spielt der Oelbaum auf Sizilien eine große Rolle. Sizilien, dessen Südosten an Frucht-hainen und großen Oelpflanzungen reich ist, liefert ein ganz ausgezeichnetes Oel. Im ganzen dürfte Italien 9000 Quadratkilometer mit Oelbaum bedeckte Flächen zählen. Als Olivenländer von mehr oder minder großer Bedeutung nennen wir noch: Istrien, Dalmatien, Albanien, Epirus, Mittelgriechenland, den Peloponnes, die Insel Korfu, Leukas und besonders Kreta. Von Kreta sagt Sieber zu Anfang des 19. Jahrhunderts, daß seine Olivenwälder zahllos sind. „Alle Hügel, Berge, Ebenen, Anhöhen, kurz jeder Ort, der nur einen Oelbaum aufnehmen kann, ist damit im Ueberflusse versehen. Die Stärke der ältesten Bäume übertrifft jene der Oelbäume anderer Länder bei weitem.“ Die verschiedenen Aufstände des 19. Jahrhunderts, ganz besonders der letzte, haben allerdings diesen Reichtum schwer geschädigt, denn sowohl Griechen wie Türken ließen es sich angelegen sein, sich gegenseitig die Oelbäume umzuhaufen. Immerhin ist das Olivenöl noch heute das wichtigste Erzeugnis der Insel und Kreta auch heute noch außerordentlich reich an Olivenhainen und wohl eine der reichsten, wo Oliven und Oel eine ganz besondere Wichtigkeit als Volksnahrung haben, der eigene Bedarf also besonders groß ist. Fleisch und Fisch, Gemüse und Grünzeug jeder Art ist man mit Olivenöl, das Brot taucht man in Olivenöl, und Oliven werden in Menge geessen. Man rechnet 4 Olla Oel in der Woche auf jede Familie. Die schönsten Oelbäume hat die Landschaft Selino an der Südwestküste der Insel, wo man auf zwei Bäume ein Miskaton (nach Sieber fast einen halben Zentner) Oel zu ernten rechnet.

Geringere Bedeutung als Olivenland hat Kleinasien, obwohl an der Küste verschiedene Strecken mit Oelhainen bepflanzt sind. Auch in Syrien, dem Urtande der Olivenzucht und dem Ausgangspunkte des Handels mit Olivenöl, ist der Oelbaum in den küstennahen Gegenden fast der Charakterbaum. Wir finden ferner Oelbäume in Mesopotamien, in Iran und in Tripolis. Einer großen Blüte geht neuerdings die Olivenzucht Tunisiens entgegen. Besonders um Sfax macht sich eine rege Tätigkeit geltend, die Gegend wieder mit dem fruchttragenden Baume zu bepflanzen. Man hat berechnet, daß hier in Mittel-tunisien 1 300 000 Hektar Land der Baumzucht zugänglich sind, die heute für Weideland etwa 10 Franken der Hektar wert sind, während er, mit Oelbäumen bepflanzt, 800 Frank wert sein würde. Im ganzen produziert Tunisien etwa 30 000 000 Liter vorzügliches Oel, von denen ein Drittel zur Ausfuhr gelangt. Auch in Algerien ist die französische Regierung bemüht, durch Pfropfen der wilden Oelbäume eine neue Blüte der Olivenzucht herbeizuführen. Ebenso ist Marokko noch einer großen Entwidlung fähig, obwohl in manchen Teilen des Landes auch heute schon eine ausgedehnte Olivenzucht betrieben wird.

Schließlich sei als ein Land, dessen Olivenzucht schon heute in Betracht kommt, Kalifornien genannt. Vor 25 Jahren waren die Oliven eine Seltenheit in den Vereinigten Staaten. Hin und wieder bekam man einmal Oliven in einem der wenigen italie-

nischen Restaurants als Vorspeise vorgelegt. Das Olivenöl wurde fast nur von Ausländern benutzt. Heute ist es anders. Oliven stehen auf allen Speisefarten, selbst in den Schankwirtschaften erhält man sie in beliebiger Quantität als „Reiz“ zum Free Lunch gratis angeboten. Und Olivenöl findet man heute auf allen Speisefischen. Sehr charakteristisch ist, was über die größte Olivenpflanzung Kaliforniens berichtet wird. Vor einigen Jahren hatte man auf einer etwa 20 englische Meilen von Los Angeles entfernten Ranch in Schlar 120 000 Delbäume in einem 1200 Acres großen Garten angepflanzt. Dieser Garten ist drei englische Meilen lang und 2½ Meilen breit. Im letzten Jahre haben die Besitzer noch 800 angrenzende Acres dazu angekauft, die ebenfalls mit Oliven bepflanzt werden sollen. In diesem großen Garten sind Fahrwege in der Gesamtlänge von 40 Meilen, so daß man einen ganzen Tag darin im Trab herumfahren kann, ohne aus den Grenzen herauszukommen. Es ist eine Summe von 210 000 Dollars in dem Garten und 15 000 Dollars in der dazu gehörigen Fabrik zur Vereitung des Oels angelegt. Die Olivenkultur in Nordamerika, die man noch bis vor kurzem als ein sehr gewagtes Experiment betrachtete, hat sich als ein Erfolg erwiesen; denn die Olivenerte im Schlar-garten allein wird in dieser, ersten Saison, auf 225 000 Dollar Wert geschätzt. Sobald die ganzen 2000 Acres fruchttragend sind, wird die jährliche Ernte dort einen Wert von 300 000 bis 500 000 Dollars repräsentieren.

Uebrigens hat der Olivenbaum schon im alten Testament von dem Tage ab, da Noah die freigelassene Taube mit dem Symbol des zurückgekehrten Friedens in der Natur, mit dem Delzweige, zurückkommen sah, eine große Rolle gespielt; diente doch das Olivenöl nicht nur zur Nahrung und Beleuchtung, sondern auch zum Salben des Haars und des ganzen Körpers. Das reinste wurde für die Lampen der Stiftshütte bestimmt oder fand Verwendung als heiliges Salböl, mit dem beispielsweise Samuel David zum König salbte. Oft wird der Delbaum neben Wein und Getreide in der Bibel als Quelle des Wohlstandes hervorgehoben. Zahlreiche Bilder in der bilderreichen Sprache der Bibel sind dem Delbaum entlehnt, der in Palästina schon in den ältesten Zeiten in überreicher Zahl vertreten war. In Griechenland war der Delbaum der heilige Baum der Athene, er galt als unzerstörbar, und Olivenhaine bildeten so sehr den Hauptreichtum von Attika, und Oliven und Olivenöl waren so wichtige Gegenstände der Volksernährung, daß das Umhauen der Delbäume bestraft und die Oel-ausfuhr staatlich überwacht wurde. Von der Wiege bis zum Grabe erscheint der Delbaum auf das innigste mit dem Leben des attischen Bürgers verbunden. Wurde ihm ein Sohn geboren, so deutete das ein an der Tür des Hauses aufgehängter Kranz von Olivenzweigen an. Der Jüngling und der Mann salbten sich in Ringschulen mit Olivenöl. Ein zum Kranze gewundener Olivenzweig krönte den Sieger und Delzweige schmückten das Grab. Auch im römischen Götterkult, um nur noch dieses Volk zu nennen, erscheinen sehr früh der Delbaum und der Olivenzweig. In Rom war es gleichfalls Sitte, dem Sieger, dem lorbeergeschmückten Feldherrn Kränze von Olivenzweigen zu spenden. Schon zur Zeit des Pompejus bildet Olivenöl den Gegenstand der Ausfuhr nach Gallien und in die Alpenländer, und in Rom selbst war der Gebrauch von Olivenöl, besonders in der Kaiserzeit, ein außerordentlicher. In Ringschulen wurde das Oel vom Staate geliefert.

## Kleines feuilleton.

### Technisches.

**Fernschrift und Fernbild.** Vor einigen Monaten haben die Versuche des Professors Korn in München gewaltiges Aufsehen erregt und Anlaß dazu gegeben, die praktischen Folgen, die sich aus der Einbürgerung seines Verfahrens ergeben könnten, einer näheren Würdigung zu unterziehen. Die Uebertragung der Handschrift durch den elektrischen Draht kann in der Tat dem elektrischen Telephongespräch einen sehr wesentlichen Faktor dadurch hinzufügen, daß etwa Mitteilungen geschäftlicher Art durch die Unterschriften in gefeßlicher Form festgelegt werden können. Was nun die Wiedergabe eines Bildes auf große Entfernungen anlangt, so ist es in erster Linie die Publizität, die davon Nutzen ziehen könnte, und zwar in erheblichem Maße. Was jedoch sämtlichen Bestrebungen dieser Art einen besonderen Reiz verleiht, ist der Gedanke, daß es durch weitere Fortschritte gelingen könnte, durch Drahtleitung das optische Sehen zu ermöglichen, d. h. eine Vorrichtung zu erlangen, die, ebenso wie das Telephon den Schall übermitteln, imstande wäre, einen Ausschnitt der Wirklichkeit durch Abstrahlung auf Hunderte und Tausende von Kilometern hin dem menschlichen Auge zugänglich zu machen. Man kann eigentlich sagen, daß gedanklich Korn diese Aufgabe, die seit Jahrzehnten in den mehr oder minder phantastisch gefärbten Ersinderberichten wiederkehrt, bereits gelöst habe, denn es würde sich nur darum handeln, die Schnelligkeit seiner Bildübertragung in genügendem Maße zu erhöhen, um das genannte Ziel wirklich zu erreichen. Schon lange vor ihm hat man die Eigentümlichkeit des Selen, unter dem Einfluß der Lichtbestrahlung seine elektrische Leitfähigkeit zu ändern, zu Versuchen nach dieser Richtung verwendet. Doch

ist es nicht dies Prinzip allein, das zur Erzielung einer Wirkung in die Ferne mittels elektrischen Drahts herangezogen werden kann. Eine zusammenfassende Uebersicht im „Elekrotechnischen Anzeiger“ gibt einen guten Einblick in die verschiedenen Gedankengänge, deren man sich auf diesem Wege bedient hat. Es handelt sich im allgemeinen überhaupt nur darum, Stromveränderungen zu bewirken, um Fernübertragungen möglich zu machen. Zu diesem Zweck können durch den sonst stromlosen Draht nach Bedarf einzelne Stromstöße entsandt werden, oder aber man könnte einen fortlaufenden Strom in feinen Nuancen verstärken oder abschwächen oder seine Richtung ändern, um das gleiche Ziel zu erreichen. Es handelt sich nur darum, die Sendestation so einzurichten, daß sich die verschiedenen Bildpunkte in derartige Aenderungen des Zustandes der Leitung umsetzen und am Empfangsort wiederum als optische Bilder erkennen lassen. Würde man z. B. ein geschriebenes Wort aus seinem Draht herstellen und auf eine Papierfläche heften, so wäre jeder Punkt des Schriftzuges elektrisch leitend, während die Unterlage einen Isolator darstellen würde. Auch der größere und geringere Grad der Durchsichtigkeit, wie er etwa bei einer transparenten Photographie vorhanden ist, kommt in Betracht, desgleichen ein Relief des Bildes, das durch entsprechende Uebersetzung für die einzelnen Bildungspunkte verschiedene Stromstärken möglich macht. Was nun die Aufnahme der nach einem dieser Prinzipien durch die Fernleitung gesandten Antriebe, d. h. ihre Rückverwandlung in sichtbare Objekte, anbelangt, so kommen zunächst die chemischen Wirkungen des elektrischen Stroms in Betracht. Da die Zerlegungsprodukte bei der Elektrolyse häufig durch besondere Farbwirkung ausgezeichnet sind, setzen sie die Elektrizität gewissermaßen zu einem Bilde um, andererseits vermag ein Lichtstrahl chemische Wirkungen herbeizurufen, und schließlich ist es durch mechanische Vorrichtungen möglich, einen Stift in der Weise elektrisch zu betätigen, daß er an der Empfangsstation jene Züge wiedergibt, die gewünscht werden. Allerdings beschränkt die letzte Empfangsvorrichtung das Verfahren auf die Wiedergabe von Strichzeichnungen.

Im allgemeinen lassen sich die Fernapparate in zwei Gruppen einteilen, deren erste man als „Nachbilder“ und deren zweite man als „Mitschreiber“ bezeichnen könnte. Jene geben eine fertige, in einer bestimmten Weise aufgepannte Darstellung wieder, während man bei diesen an der Abfendstation zeichnet oder schreibt und gleichzeitig die entsprechenden Züge an der Empfangsstation erhält. Als älteste Vertreter der ersten Gruppe wären die sogenannten Kopieretelegraphen zu erwähnen; bei ihnen wird Zeichnung oder Schrift mit nichtleitender Tinte auf metallischem Grund hergestellt und sodann das Blatt um eine Metallwalze gewickelt. An ihr ist ein Stift in der Weise gleitend angebracht, daß er bei ihrer Drehung eine feine Spirallinie beschreibt, die überall dort, wo sie die isolierenden Tintenstriche der wiederzugebenden Zeichnung oder Schrift kreuzt, eine Stromunterbrechung bewirkt. In der Empfangsstation arbeitet synchron (d. h. mit derselben Spannung und Polwechselzahl) eine Walze, die mit Natriumzinnpapier bedeckt ist. Der Strom durchfließt einen darauf entsprechend gleitenden Stift, der stets eine Zerlegung des Natriumzinnpapier und damit eine Blaufärbung des Papiers bewirkt, wenn er nicht durch die Kreuzung des Stifts an der Sendestation mit den isolierenden Tintenstrichen daselbst stromlos gemacht wird. In dieser Weise muß natürlich die Zeichnung genau reproduziert werden. Die Korn'schen Versuche sind hier bereits eingehend besprochen worden. Es dürfte daher genügen, daran zu erinnern, daß Korn auf einem Film einen Lichtstrahl in ähnlicher Weise tasten läßt, wie dies bei dem eben beschriebenen Apparat mit dem Zeiger der Fall ist. Durch die bekannte Wirkung der Selenzelle werden die feinen Widerstandsänderungen im Ferndraht herborgerufen und betätigen an der Empfangsstation eine synchron arbeitende Aufnahmevorrichtung. In jüngster Zeit hat Korn als Quelle zur Herstellung des Lichtzeigers die Kernstampe gewählt. Neuerdings hat Welin eine Konstruktion angegeben, die ohne Selen arbeitet und die Widerstandsänderungen lediglich auf mechanischem Wege erzielt. Er verwandelt eine Photographie in ein bestimmtes Relief, das von einem Stift abgelesen wird und infolge seiner Bewegung die Fernleitung beeinflusst. Die Umkehrung der Widerstandsänderungen erfolgt durch eine in feiner Abstönung geschwärtzte Glasplatte, deren Durchsichtigkeit allmählich abnimmt. Die Strahlen einer Lichtquelle werden nun durch die Stromschwankungen gezwungen, jeweilig andere Stellen dieses Lichtfilters zu passieren, und ihr verschiedener Intensitätsgrad gibt bei richtiger Abstimmung ein brauchbares Bild, dessen Güte jedoch hinter den von Korn erzielten Resultaten zurücksteht. Bei der zweiten Gruppe, den Mitschreibern, können lediglich Schriftzüge und Strichzeichnungen übermittelt werden. Bei dem System von Cerebotani bewegt der schreibende Stift zwei Latten, die sich im Stift selbst kreuzen und mit seiner Bewegung verschoben. Die Bewegung der Latten überträgt sich auf Zahnräder, deren Drehung die entsprechende Anzahl von Stromstößen in den Leitungen angibt. An der Empfangsstation werden diese Stromstöße in analoger Weise zurückverwandelt. Etwas abweichend arbeiten die Verfahren von Greb und Grün sowie von Orzanna. Allein diesen Mitschreiberverfahren haftet stets der Uebelstand an, daß zwei Leitungsdrähte erforderlich sind. Eine weitere Verbesserung des schon viel beachteten Gebietes könnte sich noch aus der Verwendung von Wechselströmen ergeben.